

Werk

Titel: Goethes glückliches Gleichnis von der Ergänzung der Wissenschaft durch Religion u...

Autor: Weiland, Werner

Ort: Weimar

Jahr: 1979

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?503540463_0096 | LOG_0024

Kontakt/Contact

[Digizeitschriften e.V.](#)
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

✉ info@digizeitschriften.de

*Goethes glückliches Gleichnis
von der Ergänzung der Wissenschaft
durch Religion und Kunst**

Briefe sprechen eine unverhüllte Sprache – Goethes Briefe sind voll von nachdenklicher Weisheit. Sein letzter Brief – am 17. März 1832, fünf Tage vor seinem Tod, an Wilhelm von Humboldt gerichtet – verweist auf die Erfahrung, daß Menschen durch ihre *Organe* belehrt werden; *sie* [die Menschen] *haben jedoch den Vorzug, ihre Organe . . . wieder zu belehren*. Goethe machte Humboldt auch auf die mannigfaltigen Bezüge *zwischen dem Bewußten und Unbewußten* aufmerksam und darauf, daß er nichts angelegentlicher zu tun habe, *als dasjenige was an mir ist und geblieben ist wo möglich zu steigern und meine Eigentümlichkeiten zu cobobiren*, das heißt zu verdichten, zu intensivieren. Goethe schließt seinen letzten Brief mit dem Hinweis, daß sich *obngeachtet seiner Abgeschlossenheit* so selten eine Stunde findet, *wo man sich diese Geheimnisse des Lebens vergegenwärtigen mag*.¹

In diesen Worten finden wir die Bestätigung dafür, daß sich Goethe bis in sein hohes Alter unablässig mit entscheidenden Lebensfragen beschäftigte, indem er sie durchlebte, durchlitt, als Dichter formte, als Weiser darüber reflektierte und – wie es Eduard Spranger einmal formulierte – „in Bildern von unerhörter Spielweite, Fülle und innerster Folgerichtigkeit“ gestaltete.²

Aus der Fülle von 13 500 Briefen Goethes wählen wir einen Brief besonderer Art aus, der Goethes Reflexion über die notwendige Ergänzung der Wissenschaft durch Religion und Kunst präzisiert. Anlaß zu diesem Brief vom 21. April 1819 an den Gymnasiallehrer Carl Ernst Schubarth war dessen Anfrage vom 12. April mit der Bitte um Beurteilung eines Artikels, in welchem er sich Rechenschaft zu geben suchte *über das Verhältnis von Poesie, Theologie und Wissenschaft untereinander* – mit dem Hauptresultat, daß die *Wissenschaft sowohl der Theologie als Poesie entgegengesetzt* sei.

Dabei muß erwähnt werden, daß der zweiundzwanzigjährige Schubarth bereits ein Jahr zuvor eine Schrift mit dem Titel „Zur Beurteilung Goethes – mit Be-

* Die Vorlage für diesen Aufsatz bildete ein Vortrag, den der Verfasser – von Haus aus Psychologe und Pädagoge – auf einer Veranstaltung der Goethe-Gesellschaft Kassel im Jahre 1978 hielt.

¹ Johann Wolfgang Goethe, Gedenkausgabe der Werke, Briefe und Gespräche. 28. August 1949. Hrsg. von Ernst Beutler. Zürich/Stuttgart 1949. Bd. 21, Nr. 706, S. 1041–1043 (zit.: GA).

² Eduard Spranger, Goethe. Seine geistige Welt. Tübingen 1967, S. 7 f.

ziehung auf verwandte Literatur und Kunst“ verfaßt hatte und daß Goethe seinerseits dem Verfasser unter anderem am 8. Juli 1818 mitteilte: *Verbarren Sie beim Studium meines Nachlasses: dies rate ich, nicht weil er von mir ist, sondern weil Sie darin einen Komplex besitzen von Gefühlen, Gedanken, Erfahrungen und Resultaten, die aufeinander hinweisen . . .* Unmißverständlich hatte Goethe Schubarth aber auch auf folgendes aufmerksam gemacht: *Eine produktive Bildung, die aus der Einbeit kommt, ziemt dem Jüngling, und selbst in höheren Jahren, wo wir unsere Fortbildung mehr historisch, mehr aus der Breite nehmen, müssen wir diese Breite wieder zur Enge, wieder zur Einbeit heranziehen.*³

Die von Schubarth im April 1819 erbetene *Beurteilung* seines neuen Artikels formulierte der fast siebzigjährige Goethe in einem *schematischen Text*. Das Begleitschreiben vom 21. April 1819 lautet: *Das übersendete Heft folgt hier mit Dank zurück; es freut mich, daß Sie das einmal gewählte Feld so eifrig und treulich bebauen, leider kann ich gegenwärtig nicht umständlich, wie ich wohl wünschte, erwidern, doch lege einen schematischen Text bei, den Sie sich selbst auslegen und ausführen werden. [-] Es ist die Absicht, daß Ihr zarter, guter Sinn auch gerecht werde gegen Wissenschaft. [-] Noch eine Bemerkung füge hinzu: wenn Ihnen ein glückliches Gleichniß aufgeht, das sich nicht lakonisch ausdrücken läßt, so suchen Sie es der Parabel zu nähern und hüten sich die Allegorie in's einzelne durchzuarbeiten. Überläßt man's dem Leser, so thut es ein jeder nach seiner Art; übernimmt man es selbst, so hat jedermann etwas zu erinnern. [-] Möge beikommendes Heft [Maskenzug 1818] Ihrer guten Meinung nicht widersprechen.*⁴

Der als Anlage beigefügte *schematische Text* wurde erstmals in der „Deutschen Rundschau“ 1875 und danach 1905 in der Weimarer Ausgabe veröffentlicht.⁵ Seine Wiedergabe erfolgt in der Originalfassung:

	Auf	
Glaube	Liebe	Hoffnung
	ruht des Gottbegünstigten Menschen	
Religion	Kunst	Wissenschaft
	diese naehren und befriedigen	
	das Bedürfniß	
anzubeten	hervorzubringen	zu schauen
	alle drey sind eins	
	von Anfang und am Ende	
	wenn gleich in der Mitte getrennt.	

Es ist nicht bekannt, welchen unmittelbaren Eindruck die von Goethe apodiktisch formulierte Antwort bei Schubarth ausgelöst hat. Man weiß lediglich, daß er wenige Tage nach Erhalt des Briefes mit einer Entgegnung antwortete, *in der er dem*

³ GA 21, Nr. 181, S. 293 und 294.

⁴ Ebenda, Nr. 209, S. 328 f.

⁵ Deutsche Rundschau. Hrsg. von Julius Rodenberg. Bd. V, Nr. 26, 1875, S. 26. – WA IV 31, Nr. 135, S. 136 f.

*Schema ein anders gruppiertes entgegensetzt.*⁶ Wir wollen uns jedoch ausschließlich mit Goethes *schematischem Text* an Schubarth befassen und dabei Goethes geistige Welt und seine formulierte Weisheit untersuchen.

Zunächst fällt auf, daß Goethe seinen Text ohne Zeichensetzung und in einem kunstvoll angeordneten Schriftbild gestalten ließ. Vertikal hervorgehoben entsprechen sich, gleichsam in drei Säulen gruppiert:

Glaube	Liebe	Hoffnung
Religion	Kunst	Wissenschaft
anbeten	hervorbringen	schauen

Ungewöhnlich ist die Formulierung *Gottbegünstigter Mensch*, und geradezu geheimnisvoll-sibyllinisch der Schlußgedanke: *alle drey sind eins von Anfang und am Ende wenn gleich in der Mitte getrennt*. Warum bediente sich Goethe dieses verschlüsselten Textes? Wollte er vielleicht ein „symbolisches Bild“ fixieren, auf das ein (sein) „inneres Geheimnis“ hinweisen möchte?

Wir sollten bedenken, daß Goethe ein Jahr zuvor – am Spätnachmittag des 29. April 1818 – vor wenigen Gästen im Gartensaal des Dornburger Schlosses Gedanken über *Religion, sittliche Ausbildung und letzten Zweck der Staatsanstalten mit einer Klarheit und Wärme äußerte, wie wir sie noch nie an ihm in gleichem Grade gefunden hatten* – so notierte es der weimarische Kanzler Friedrich von Müller.⁷ Goethe sprach in einem Monolog von der *Bürgerschaft unseres übersinnlichen Ursprungs*, vom Erlebnis, *ein Bürger jenes geistigen Reiches* zu sein – und davon, daß der *aufmerksame Forscher* sich aus einigen *Formeln . . ., die je und immer eine Zauberkräft über ganze Nationen wie über die einzelnen ausgeübt haben . . . eine Art Alphabet des Weltgeistes* zusammensetzt. Diese *Formeln* – vermerkte Caroline Freifrau von Egloffstein, die ebenfalls zugegen war – müssen *als das untrügliche Zeichen einer höheren, alles leitenden Macht betrachtet werden*.⁸

Werner Deubel gab zu diesem Monolog Goethes den folgenden Kommentar: „Wüßte jemand mit Sicherheit, was während und nach diesem Gespräch in Goethe vorging, so besäße er den Schlüssel zu seinem innersten Geheimnis.“⁹ Es stellt sich die Frage, ob die von Goethe in Dornburg spontan vorgetragenen Gedanken mit dem ein Jahr später formulierten *schematischen Text* in Zusammenhang stehen können.

Des weiteren darf nicht unbeachtet bleiben, daß Goethe im Frühjahr 1814 mit der Arbeit an seinem „West-östlichen Divan“ begonnen hatte. Mehr als fünf Jahre schöpfte er aus „Hafis“ und anderen orientalischen Quellen immer neue Anregung und lernte, „in die Geheimnisse der Gottheit von fern hineinblickend“¹⁰, „die Er-

⁶ WA IV 31, Lesarten zu Nr. 135, S. 346.

⁷ GA 23, Nr. 1382, S. 30–34.

⁸ Ebenda, Nr. 1381, S. 28–30.

⁹ Werner Deubel, Goethe als Begründer eines neuen Weltbildes. In: Goethe-Jahrbuch 51, 1931, S. 49 ff.

¹⁰ HA 2, S. 159, 25 f.

scheinungen des menschlichen Lebens mit neuen Augen“¹¹ zu sehen, wie es Erich Trunz formuliert hat. In diesem Sinne schrieb Goethe auch am 23. Januar 1815 an Christian Heinrich Schlosser: *Was mich aber jetzto beinahe ausschließlich beschäftigt, gesteh ich Ihnen am liebsten . . . Ich habe mich nämlich, mit aller Gewalt und allem Vermögen, nach dem Orient geworfen, dem Lande des Glaubens, der Offenbarungen, Weissagungen und Verheißungen . . .*¹² Vor allem verschaffte sich Goethe Einblick in die Gedankenwelt des Konfuzius. Die fünf ethischen Tugenden: Weisheit – Güte – Treue – Ehrfurcht – Mut, aber auch das Lebensziel, die moralische Vollkommenheit durch Handeln zu erreichen, beeindruckten Goethe sehr. Der chinesische Literaturwissenschaftler Chuan Chen hob 1933 hervor, daß eine erstaunliche Übereinstimmung zwischen Goethe und dem Konfuzianismus bestehe.¹³ In der Tat sind „Denken und Tun“ Kerngedanken, die bei beiden ständig wiederkehren. Sie sind „das große Grundmotiv, das sich durch die ‚Maximen und Reflexionen‘ wie ein roter Faden hindurchzieht“, bemerkt Erich Trunz.¹⁴

Doch zurück zum *schematischen Text*. Schubarth führte sein Versuch, sich Rechenschaft über das Verhältnis von Theologie, Poesie und Wissenschaft zu geben, wie bereits erwähnt, zu dem Ergebnis, daß *die Wissenschaft sowohl der Theologie als Poesie entgegengesetzt* sei. Mit dieser Behauptung beschritt Schubarth vor nahezu 160 Jahren jenen Weg der Erkenntnis, den auch die moderne Naturwissenschaft gegangen ist, weil sie in ihrer bewußten Abgrenzung von Religion und Kunst das Prinzip der sogenannten Wertneutralität verwirklicht sah. Aber Goethe erfand damals – um seine Kontroverse unmißverständlich deutlich zu machen – mit Hilfe seines *schematischen Textes* eine Kurzformel, die sein subjektives Erfahrungswissen vom Geheimnis des Menschen konkretisieren sollte. Auf diese Weise gelang ihm – wenn auch verschlüsselt – vermittels einer Symbolsprache die Enthüllung des existenziell-psychologischen Kerns menschlichen Daseins und Erkennens.

Es kann hier nur vermerkt werden, daß das Symbol bei Goethe eine zentrale Stellung einnimmt, so „daß alles spätere Symboldenken direkt oder indirekt auf ihn zurückweist“.¹⁵ Auch Erich Trunz betont: „Goethes Dichtung war immer reich an Bildern und Symbolen, aber erst im Alter gestaltete sich diese Symbolik so vielfältig aus, daß sie ein großes Geflecht symbolischer Bilder wird.“¹⁶

Die von Goethe in seinem *schematischen Text* konzipierte Behauptung gründet sich ausschließlich auf die Auffassung, daß der Mensch die Gabe besitze, sich in drei Sprachen (oder Ausdrucksweisen) äußern zu können: religiös, künstlerisch, wissenschaftlich. Keiner dieser drei Sprachen komme ein besonderer Rang zu. *Alle drei* zusammengenommen müßten gemeinsam zur Erkenntnis der Welt und des Menschen

¹¹ Erich Trunz, Goethes Gedicht an Hafis „Offenbar Geheimnis“. In: Goethezeit. Bd. 2, 1971, S. 229.

¹² GA 21, Nr. 24, S. 50.

¹³ Chuan Chen, Die chinesische schöne Literatur im deutschen Schrifttum, 1933, S. 11.

¹⁴ HA 12, 1. Aufl. 1953, S. 701.

¹⁵ Elke Schümann-Heinke, Die Lichtsymbolik in Faust II. In: Goethezeit. Bd. 2, 1971, S. 25.

¹⁶ Erich Trunz, Altersstil. In: Goethe-Handbuch. Bd. 1, 1961, Sp. 178 f.

beitragen; sie müßten sich zur Einheit verbinden. Damit ist Goethes Kerngedanke skizziert.

Goethe bezeichnete diese seine Behauptung selbst als ein *glückliches Gleichniß* und vermerkte ausdrücklich, Schubarth möge der Wissenschaft gerecht werden und sich der Parabel zu nähern versuchen, wenn die Aussage kurz und treffend sein solle. Die gleiche Methode teilte er Jahre später (1827) dem Gelehrten Karl Jakob Iken schriftlich mit: *Da sich gar manches unserer Erfahrungen nicht rund aussprechen und direkt mittheilen läßt, so habe ich seit langem das Mittel gewählt, durch einander gegenüber gestellte und sich gleichsam in einander abspiegelnde Gebilde den geheimeren Sinn dem Aufmerkenden zu offenbaren.*¹⁷

Im *schematischen Text* spricht Goethe also verschlüsselt vom Menschen, von dessen Ich und Bewußtsein, das er stets als ein „Empfindungsorgan“ verstanden wissen wollte. In diesem Sinne schrieb er 1827 an Dietrich von Buttler: *Schauen, wissen, abnen, glauben und wie die Fühlhörner alle heißen, mit denen der Mensch ins Universum tastet, müssen denn doch eigentlich zusammenwirken, wenn wir unsern wichtigen, obgleich schweren Beruf erfüllen wollen.*¹⁸ Und unmißverständlich äußerte er sich 1826 Eckermann gegenüber wegen der einseitig geübten, unduldsamen Verallgemeinerung, mit mathematischen Maßstäben alles analysieren zu wollen: *Ich ehre die Mathematik als die erhabenste und nützlichste Wissenschaft, solange man sie da anwendet, wo sie am Platze ist; allein ich kann nicht loben, daß man sie bei allen Dingen mißbrauchen will, die gar nicht in ihrem Bereich liegen, und wo die edle Wissenschaft sogleich als Unsinn erscheint. Und als ob alles nur dann existierte, wenn es sich mathematisch beweisen läßt! . . . Haben doch auch die Mathematiker nicht die Metamorphose der Pflanze erfunden!*¹⁹

Wir müssen es uns versagen, in diesem Zusammenhang näher auf Goethes spezifische Forschungsmethode – insbesondere seinen Anthropomorphismus – einzugehen, die „neben dem Logos auch des Mythos, neben der ratio auch der exakten sinnlichen Phantasie bedarf“, wie Karl Lothar Wolf nachweist.²⁰ Aber wir nennen wenigstens die drei wichtigen Kriterien, die Goethes Denkhaltung bestimmen: Ganzheitsschau – Polarität und Zusammenfallen der Gegensätze – Wesensschau.²¹ Und es soll noch vermerkt werden, daß sich Goethes Versuch, „Durchblicke in das Metaphysische“ zu gewinnen, auch mit „Grenzprojektion“ bezeichnen läßt, mit „Echappée ins Unendliche“, wie Eduard Spranger sagte.²² Was ist damit gemeint? Wenn man von der These ausgeht, daß die Menschen im Innern einer Hohlkugel

¹⁷ GA 21, Nr. 542, S. 763.

¹⁸ Ebenda, Nr. 531, S. 741.

¹⁹ Gespräch vom 20. 12. 1826; GA 24, S. 190.

²⁰ Lothar Wolf, Goethe und die Naturwissenschaft. In: Goethe-Jahrbuch 84, 1967, S. 29.

²¹ Vgl. zu diesen Kriterien: HA 13, S. 17 f., HA 9, S. 514, HA 1, S. 149 sowie S. 481 f., HA 12, Nr. 1220, S. 530. – HA 12, S. 702, Anm., HA 8, S. 263, 12–17, HA 13, S. 488, 9–13, HA 2, S. 10, 17–22, „Faust“, Verse 1112–1117. – HA 13, S. 488. – HA 12, Nr. 723, S. 467, GA 21, Nr. 567, S. 802.

²² Eduard Spranger, Goethe. Seine geistige Welt, S. 233–276; hier: S. 239.

leben und mit Hilfe der verschiedenen Sinnesorgane lediglich diesen Innenraum erfassen können, dann endet das menschliche Erkenntnisvermögen an der inneren Kugelschale, dem Endlichen. Das dahinterliegende Unendliche läßt sich nicht erfassen. Doch Goethe *abnet die Dinge aus der andern*, der metaphysischen, unendlichen Welt. Er sagte: *Wir können bei Betrachtung des Weltgebäudes, in seiner weitesten Ausdehnung, in seiner letzten Teilbarkeit, uns der Vorstellung nicht erwehren, daß dem Ganzen eine Idee zum Grunde liege, wornach Gott in der Natur, die Natur in Gott, von Ewigkeit zu Ewigkeit, schaffen und wirken möge. Anschauung, Betrachtung, Nachdenken führen uns näher an jene Geheimnisse. Wir erdreisten uns und wagen auch Ideen, wir bescheiden uns und bilden Begriffe, die analog jenen Uranfängen sein möchten.*²³ Und zu Friedrich Wilhelm Riemer sagte er am 2. August 1807: *Alle Philosophie über die Natur bleibt doch nur Anthropomorphismus, das heißt der Mensch, eins mit sich selbst, teilt allem, was er nicht ist, diese Einbeit mit, zieht es in die seinige herein, macht es mit sich selbst eins.*²⁴

Unter Beachtung des bisher Gesagten wollen wir nun mit einer Interpretation des *schematischen Textes* beginnen und dabei vier Denkschritte transparent machen:

1. An erster Stelle steht Goethes Grundkonzeption, gleichsam der Programmsatz: *Auf Glaube Liebe Hoffnung ruht . . . Religion Kunst Wissenschaft.*
2. Mit Bedacht schiebt Goethe ein: *des Gottbegünstigten Menschen.*
3. Mit dem dritten Denkschritt zieht Goethe die Folgerung: *Religion Kunst Wissenschaft . . . naehren und befriedigen das Bedürfniß [eben des Gottbegünstigten Menschen] anzubeten hervorzubringen zu schauen.*
4. Im letzten Denkschritt hebt Goethe die Einheit der Fakten hervor: *alle drey sind eins von Anfang und am Ende* – zugleich lautet aber seine irritierende, bestürzende, mahnende Aussage: *wenn gleich in der Mitte getrennt.*

Unsere Interpretation dieser spezifisch Goetheschen Existenzanalyse des Menschen kann nicht mehr als ein Versuch sein. Der *schematische Text* beginnt mit dem Paulinischen Dreiklang *Glaube, Hoffnung, Liebe* (Korinther 1, 13). Was Paulus zum Preis der Liebe sagt, ist für Goethe Anlaß genug, sie in die Mitte zu setzen. Aber *alle drey* sind ihm Fakten oder Hauptdimensionen subjektiv erfahrbarer Qualitäten menschlichen Seins; sie sind ihm Potenzen und das Fundament, auf dem die drei Darstellungsmöglichkeiten des Menschen ihren historischen Niederschlag gefunden haben in den Bereichen der Religion – Kunst – Wissenschaft.

Während seines ganzen Lebens beschäftigte Goethe das Thema des Glaubens und der Religion, wobei er deren konkrete Äußerungsformen im Islam, Hinduismus, Buddhismus, Christentum sah und das religiöse Potential des Menschen als eine das Leben ordnende Macht begriff. Goethe wußte auch um die Selbsterschließung der Wahrheit in der *Gott-Natur*.²⁵ Unablässig suchte er nach Spuren der Metaphysik. Doch im Gespräch mit Eckermann (am 18. Februar 1829) hebt er hervor: *Das*

²³ HA 13, S. 31, 8–16.

²⁴ GA 22, Nr. 753, S. 469.

²⁵ HA 12, S. 365 ff.

*Höchste, wozu der Mensch gelangen kann, ist das Erstaunen, und wenn ihn das Urphänomen in Erstaunen setzt, so sei er zufrieden; ein Höheres kann es ihm nicht gewähren, und ein Weiteres soll er nicht dahinter suchen: hier ist die Grenze.*²⁶

Die Formulierung *des Gottbegünstigten Menschen* verwendet Goethe in seinen „Noten und Abhandlungen zu besserem Verständnis des West-östlichen Divans“ in bezug auf das *mentale Gebet*.²⁷ *Des Gottbegünstigten Menschen* mentales Gebet ist nicht an einen *umständlichen Kultus* (sprich: Orthodoxie) gebunden, sondern *mystisch rein* – wie das des „Hafis“. Das Wort *rein* bringt Goethe oft mit dem Religiösen in Zusammenhang, so z. B.: *Wer von reiner Lieb' entbrannt, / Wird vom lieben Gott erkannt.*²⁸ *Mystisch* bedeutet *Vereinigung mit Gott schon in diesem Leben*.²⁹ Im Gedicht „Offenbar Geheimnis“ formuliert Goethe die Verse: *Du aber [Hafis] bist mystisch rein, bist selig, ohne fromm zu sein . . .*

„Gottbegünstigt“ bedeutet Goethe also: ursprünglich – was Gott gegeben hat, was dem Menschen „un-verbildet“ gemäß ist, was „unversehrt ursprünglich“ ist.

Der dritte Denkschritt enthält eine wichtige Aussage: *Religion Kunst Wissenschaft* (wohlgemerkt *des Gottbegünstigten Menschen*) *naehren und befriedigen das Bedürfnis anzubeten hervorzubringen zu schauen!* Damit will Goethe die dem Menschen eigene, eigentümliche dreifache Immanenz hervorheben. Das religiöse und künstlerische und wissenschaftliche Vermögen des Menschen ist einerseits eine seelische und geistige Antriebskraft (Agens) – Goethe formuliert „Nahrung“, „nähren“ –, andererseits sind *Religion Kunst Wissenschaft* (als strukturierte Bereiche) zugleich wirksame Mittel zur Befriedigung der menschlichen Bedürfnisse, damit aber auch seiner „Wünsche“ und „Hoffnungen“.

Mit dem sehr differenziert formulierten Zusammenhang will Goethe hinweisen auf die für ihn gültige Gleichung, die sich im *schematischen Text* findet:

Religion	=	Glaube	. . . anbeten – „mentales Gebet“
Kunst	=	Liebe	. . . hervorbringen – „kreatives Gestalten“
Wissenschaft	=	Hoffnung	. . . schauen – mit „Metaphern“ umschreiben

Doch wiederholen wir noch einmal Goethes Behauptung: *Gottbegünstigten Menschen* ist es ein *Bedürfnis*, sich in dreifacher Weise zu produzieren, durch:

Anbeten – Hervorbringen – Schauen!

Dieses (in dreifacher Weise mögliche) schöpferische Tätigsein des Menschen ist zugleich das Abbild oder Spiegelbild der „Metapher“ Goethescher Prägung: „Mensch in der Gott-Natur“! Für diese bildhafte Ausdrucksweise finden sich in Goethes Schriften zahlreiche Belegstellen.³⁰ Wir ziehen deshalb die Schlußfolgerung: Die

²⁶ GA 24, S. 319.

²⁷ HA 2, S. 135, 23–31.

²⁸ Ebenda, S. 37, 11 f.

²⁹ Ebenda, S. 205, 34 f.

³⁰ Siehe z. B. GA 21, Register, S. 1115 ff.

Glaube Auf
 Liebe Hoffnung
 ruht des Gottbegünstigten Menschen
 Religion Kunst Wissenschaft
 Diese nachzueben und befrühdigen
 Das Bedürfniß
 anzubereitern hervorzubringen zuzuschauen
 alle Drey sind eins
 von Anfang und am Ende
 wenn gleich, in der Mitte getrennt.

„Schematischer Text“. Beilage zum Brief Goethes an Carl Ernst Schubardt vom 21. April 1819

von Goethe in *anschauender Urteilkraft*³¹, auf der *reinen Basis des Erlebten*³² praktizierten Methoden eines vereinigten religiösen-künstlerischen-wissenschaftlichen Erfassens lassen sich als der evidente Hinweis auf die metaphysische Natur des Menschen werten. Goethe äußert, daß die Menschen *auf alle Weise aufgefordert* seien, das Höchste, Ganze, Gott in der Natur – *als Schöpfer und Erhalter, . . . anzubeten, zu verehren und zu preisen*.³³

Der „schematische Text“ schließt mit der geheimnisvoll klingenden, fast prophetischen Schlußthese (dem vierten Denkschritt):

Alle drey sind eins
von Anfang und am Ende
wenn gleich in der Mitte getrennt.

Diese Formulierung birgt für das Verständnis einige Schwierigkeiten. Zunächst ist der Gedankengang eindeutig und klar: *alle drey sind eins* – gemeint ist „anbeten – hervorbringen – schauen“ –, müssen sich gegenseitig stützen, eine Einheit, ein Ganzes bilden. Auch *Glaube Liebe Hoffnung* müssen als Einheit verstanden werden. Es stellt sich die Frage, ob diese geforderte Einheit auch für *Religion Kunst Wissenschaft* zutrifft.

Für Goethe ist die Einheit *von Anfang an und am Ende* gegeben – ursprünglich und fortwährend, in Ewigkeit. Doch nun lautet die Schlußzeile: *wenn gleich in der Mitte getrennt*. In der *Mitte* kann das bezeichnen, was zwischen *Anfang* und *Ende* liegt, *getrennt* kann darauf hinweisen, daß die Einheit aufgehoben ist, *wenn gleich* meint: sogleich, sofort, obgleich. Goethes Hinweis *Mitte* kann sich aber auch auf die *Mitte* der drei Gruppierungen im *schematischen Text* beziehen, also auf die mittlere horizontale Zeile, mithin auf *Religion Kunst Wissenschaft* oder/und auf die vertikale Säule „*Liebe Kunst Hervorbringen*“. Es ist zu vermuten, daß Goethe den jungen Schubarth auf die horizontale und vertikale *Mitte* hinweisen wollte..

Wenn wir zunächst nur von der horizontalen Zeile sprechen, so könnte es sein, Goethe habe hier zum Ausdruck bringen wollen, daß es dem Menschen zur Aufgabe bestimmt sei, von Gott, vom Ursprung an – eben *von Anfang* die *Mitte* nicht zu verlieren. Vielleicht wollte Goethe verschlüsselt darauf hinweisen, daß die Einheit verloren geht, wenn die *Mitte* fehlt. Der Verlust der *Mitte* heißt im Text: Verlust der Einheit von *Religion Kunst Wissenschaft*, vor allem durch deren Trennung von der Basis, also Isolation vom Fundament *Glaube Liebe Hoffnung* – auf dem sie für den *Gottbegünstigten Menschen* ruhen. Goethes Kerngedanke wäre dann: Die Einheit ist gegeben, aber sie zerfällt, wenn die *Mitte* fehlt. Zu dieser Interpretation sei noch eine Ergänzung angeführt. Goethe schreibt in seiner Betrachtung „Zur Psychologie von Ernst Stiedenroth“ (1824), der Mensch müsse *alle Manifestationen des menschlichen Wesens, Sinnlichkeit und Vernunft, Einbildungskraft und Verstand, zu einer entschiedenen Einheit ausbilden*, und

³¹ HA 13, S. 30 f.

³² HA 12, Nr. 278, S. 403.

³³ HA 13, S. 33, 25 f.

er weist darauf hin, daß *alle Streitigkeiten . . . aus der Trennung dessen, was Gott in seiner Natur vereint hervorgebracht hat, entspringen*.³⁴

Nach diesen Vorüberlegungen wollen wir versuchen, die drei Schlußzeilen als eine Sentenz, d. h. als Denkspruch und Urteil im Sinne Goethes auszulegen. Unseres Erachtens bieten sich dafür drei verschiedenartige Deutungsmöglichkeiten an.

A) Vielleicht beabsichtigte Goethe einen Hinweis auf die individuelle Lebensgeschichte des einzelnen Menschen in Kindheit, Erwachsenenalter, Lebensabend sowie auf die Wissenschaftsgeschichte der (europäischen) Menschheit zu geben. Hierfür läßt sich folgende These aufstellen: Sowohl im Kindesalter des Einzelmenschen als auch in der frühen Menschheitsgeschichte sind religiöse, künstlerische und „quasi-wissenschaftliche“ Erfahrungen noch nicht voneinander getrennt; sie bilden eine Einheit. Diese subjektiv erlebbare Einheit findet sich gegen Ende des einzelnen Menschenlebens wieder – vor allem bei den von „Gott begünstigten Menschen“ („Im Alter werden wir Mystiker“³⁵). Doch in der relativ langen Zwischenzeit der Erwachsenenjahre, in den Jahren des Sturms und Drangs, des Kampfes der denkenden und handelnden Vernunft, wenn der Mensch das Leben nach Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit zu beherrschen beabsichtigt, wird die notwendige Einheit von *Religion Kunst Wissenschaft* (vgl. die horizontale mittlere Zeile) allzu leicht übersehen oder aus rein pragmatischen Gründen bewußt mißachtet. Sogar ex cathedra – aus Prinzip – verhindert die intellektuelle (auf Bacon, Descartes und Comte sich stützende) Spaltungsmethode des neuzeitlichen analytischen Denkens die Einheit, die Synthese. Die Folge ist, daß der ausschließlich rechnende und berechnende – ohne Ehrfurcht und Andacht rein abstrakt denkende – Mensch für eine Ganzheitsschau blind wird, für eine Ganzheitsschau, die allein durch die Einheit von *Religion Kunst Wissenschaft* möglich wird. Goethe selbst gibt im „Faust“ hierfür den unmißverständlichen Hinweis:

Wer will was Lebendigs erkennen und beschreiben,
Sucht erst den Geist heraus zu treiben,
Dann hat er die Theile in seiner Hand,
Fehlt leider! nur das geistige Band.³⁶

B) Wollte Goethe mit den drei Schlußzeilen ein eindeutiges Urteil fällen? Die drei Zeilen könnten doch bedeuten, daß das „Gesetz des Dreischritts“, nämlich von ehrfürchtiger Haltung; sprich: Glaube – anbeten, von künstlerischer Gestaltung; sprich: Liebe – hervorbringen, von erkennender Forschung; sprich: Hoffnung – schauen, nur unter der Voraussetzung Gültigkeit hat, daß der Mensch die *Mitte* nicht vergißt, wenn *Liebe* nicht fehlt (gemeint ist anteilnehmende Liebe, liebevolle Anteilnahme – vgl. die vertikale mittlere Zeile). Mit anderen Worten: Das Erkenntnisstreben Goethescher Art erschließt sich nur demjenigen Menschen, der die dreifache Fähigkeit *anzubeten hervorzubringen zu schauen* (alle drei integrierend)

³⁴ Ebenda, S. 42, 22–24 und 9–11.

³⁵ Eduard Spranger, Goethe. Seine geistige Welt, S. 346.

³⁶ „Faust“, Verse 1936–1939.

praktiziert und damit das zwischen diesen drei Qualitäten menschlichen Seins waltende „Gesetz der Resonanz“ akzeptiert. Goethe wußte um dieses Gesetz: Das durch „Schauen“ Wahrzunehmende (d. i. der Weg der Wissenschaft, wie er sie verstand) bedarf des „ehrfürchtigen“ Ergriffenseins (d. i. der Grundhaltung der Religion) und der „liebenden“ Gestaltung (d. i. des Gegenstandes der Kunst). Fehlt aber die mittlere (vermittelnde) Funktion der *Liebe*, dann fehlt das einigende Band! Dieses Faktum formuliert Eduard Spranger eindeutig und unmißverständlich. „Bei Goethe erglänzt der Edelstein liebender Ergriffenheit wieder in seinem ursprünglichen vielfarbigen Licht, und der tiefe Zusammenhang von Licht, Liebe, Leben geht in neuer Herrlichkeit auf.“³⁷

C) Weist Goethe nicht selbst darauf hin, daß die Antwort auf die Frage nach dem Sinn des menschlichen Lebens nur mit Hilfe der poetischen Schöpfung („Liebe-Kunst-Hervorbringen“) möglich ist? Am 10. Januar 1830 äußerte er sich Eckermann gegenüber: *Freilich ist dieses alles nur eine poetische Schöpfung; allein der beschränkte Mensch vermag nicht viel weiter zu dringen, und er ist zufrieden, etwas zu finden, wobei er sich beruhigen möchte. Wir sehen auf Erden Erscheinungen und empfinden Wirkungen, von denen wir nicht wissen, woher sie kommen und wohin sie gehen. Wir schließen auf einen geistigen Urquell, auf ein Göttliches, wofür wir keine Begriffe und keinen Ausdruck haben und welches wir zu uns herabziehen und anthropomorphieren müssen, um unsere dunkeln Abndungen einigermaßen zu verkörpern und faßlich zu machen.*³⁸

Auch Carl Friedrich von Weizsäcker greift in seinem Nachwort zu Goethes „Naturwissenschaftlichen Schriften“ Goethes Hinweis auf, er habe einige Blicke dahin gewagt, wo sich das Gebiet des Denkens unmittelbar an das Feld des Dichtens und Bildens anschließt.³⁹ Und Weizsäcker sagt: Bei Goethe wird „die wissenschaftlich verstandene Natur Zeichen eines Sinnes, der mehr als Wissenschaft (Hervorhebung W. W.) ist“⁴⁰ Im Gedicht „Zueignung“, das allen Gedichten Goethes voransteht, spricht die Göttin der Muse, der Dichtkunst:

Empfange hier, was ich dir lang' bestimmt!
 Dem Glücklichen kann es an nichts gebrechen,
 Der dies Geschenk mit stiller Seele nimmt:
 Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit,
 Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit.⁴¹

Hier offenbart sich Goethes gesamte naturwissenschaftliche und psychologische Einheits- und Ganzheitsschau von Natur und Mensch – und seine anthropomorphe Grundeinstellung wird offenkundig.

³⁷ Eduard Spranger, Goethe. Seine geistige Welt, S. 395.

³⁸ GA 24, S. 385 f.

³⁹ HA 13, S. 43, 6 f.

⁴⁰ Ebenda, S. 554, 6 f.

⁴¹ HA 1, S. 152, 92–96.

Zur Interpretation der Schlußzeile des *schematischen Textes* sei noch ein letzter Hinweis gestattet. Er findet sich in Goethes Betrachtung „Bedenken und Ergebung“: Obwohl *zwischen Idee und Erfahrung eine gewisse Kluft befestigt scheint . . . bleibt unser ewiges Bestreben, diesen Hiatus mit Vernunft, Verstand, Einbildungskraft, Glauben, Gefühl, Wahn und wenn wir sonst nichts vermögen mit Albernheit zu überwinden. [-] Der Verstand kann nicht vereinigt denken, was die Sinnlichkeit ihm gesondert überlieferte, . . . Deshalb wir uns denn billig zu einiger Befriedigung in die Sphäre der Dichtkunst flüchten.*⁴² (Hervorhebungen W. W.)

Wenn wir den *schematischen Text* als eine „Existenzanalyse vom Menschen in seiner unversehrten Ursprünglichkeit“ verstehen wollen, dann müssen wir bedenken, daß diese Analyse in der Sphäre der Dichtkunst angesiedelt ist, die mehr aussagen kann, als nur „Wissenschaft“ (im positivistischen Sinn). Goethes *schematischer Text* an Carl Ernst Schubarth enthält mithin einen programmatischen Appell. Er ist ein Weckruf an das Gewissen, das Verantwortungsbewußtsein des Menschen – auch der Gott-Natur gegenüber – und insofern der Ausdruck einer *sittlichen Wahrheit*. Alle drei angeführten Deutungsmöglichkeiten sollten dazu beitragen, diesen Sinnzusammenhang zu unterstreichen.

Einige Bemerkungen zur Gestaltungsform mögen den Versuch einer Interpretation des *schematischen Textes* beenden. Auffallend ist, wie kunstvoll der Text geschrieben wurde – wir könnten vermuten, absichtlich in der Form eines mehrarmigen – etwa siebenarmigen – Leuchters, einer „Menorah“. Vielleicht dachte Goethe an seine Verse im „West-östlichen Divan“ (Gedicht „Erbegung“):

Sieh doch einmal die Kerzen,
Sie leuchten, indem sie vergehn.⁴³

Gerade das Motiv der Kerze ist für Goethe ein Symbol, das ein Urphänomen des Lebens repräsentiert.

Die Textgestaltung könnte auch ein Kreuz symbolisieren, zumal das Kreuzeszeichen ein uraltes Symbol ist, als Sinnbild des christlichen Glaubens gilt und in der Tiefe des Irrationalen auf die göttliche Wirklichkeit weist!

Des weiteren zeigt die Formsymbolik des *schematischen Textes* eine gewisse Analogie mit dem „Adam Kadamon“ der Kabbala, und zwar mit den zehn Siriphot des Lebensbaumes der jüdischen Mystik. Diese esoterische Spekulation befaßt sich einerseits mit der göttlichen Sphäre und andererseits mit der philosophischen Ausdeutung der Welterschöpfung. Es wäre noch zu untersuchen, ob Goethe sich mit der kabbalistischen Esoterik befaßt hat und an dieser Stelle auf deren Kerngedanken abzielte. Authentisch ist jedoch, daß Goethe ausdrücklich in seinem Begleitschreiben an Schubarth hervorhob, den Text gegebenenfalls als eine Parabel zu verstehen, mithin als „Gleichnis, lehrhafte Dichtung, nah verwandt der Fabel und Allegorie“, als

⁴² HA 13, S. 31, 18–24; S. 32, 2–7.

⁴³ HA 2, S. 32, 6 f.

„eine Geschichte, in der man eine allgemeine *sittliche* Wahrheit finden soll“.⁴⁴
(Hervorhebung W. W.)

Schließlich läßt sich in der Tat der *schematische Text* als ein Schlüssel zu Goethes „innerstem Geheimnis“ (vgl. Fußnote 9) werten, geradezu als die „Idee einer anthropomorphen Formel“, obwohl Goethe ein „Formelsystem“ an sich ablehnte. Aber der *schematische Text* sollte dem noch jungen „wissenschaftshörigen“ Schubarth eindeutig verständlich machen, daß seine (Goethes) Wissenschaft vom Menschen keineswegs der *Religion* und *Kunst* entgegengesetzt sei.

Aus der vorliegenden Betrachtung lassen sich – aufgeteilt in vier Aspekte – folgende Schlußfolgerungen ziehen:

1. Goethes Auffassung der Natur und des Menschen ist von der objektiven Natur- und Menschenkenntnis der Gegenwart völlig verschieden. Seine Erkenntnislehre steht in ausgesprochener Konfrontation zum Entwurf einer „mathematisch-naturwissenschaftlichen Weltformel“, wie sie beispielhaft der weltbekannte Physiker Werner Heisenberg in seiner Neuen Formel 1958 konzipiert hat. Aber gerade Heisenberg äußert sich dahingehend, daß es fraglich ist, ob die moderne Naturwissenschaft als „Fortschritt für die Menschheit wertvoll sei“.⁴⁵ Er erklärte, Goethe sei es ausschließlich darum gegangen zu ergründen, „was die Welt im Innersten zusammenhält“. Nicht nur die Ratio, auch die anderen Bereiche der menschlichen Psyche ließen die Grundstrukturen des Menschen und der Zeit, in der er lebt, erfassen.
2. Goethes „Religiosität“ ist frei von orthodoxen Glaubensformeln, wenn auch die Natur und der Mensch für ihn göttlichen Ursprungs sind. Charakteristisch ist der Ausspruch Johann Christian Kestners – bereits 1772 – über Goethe: *Vor der christlichen Religion hat er Hochachtung, nicht aber in der Gestalt, wie sie unsere Theologen vorstellen.*⁴⁶
3. Wir sollten den *schematischen Text* als einen wichtigen Beitrag Goethes zu einer spezifischen Existenzanalyse des Menschen zu begreifen suchen. Sein Axion lautete: *Der Mensch ist Teilhaber eines Ewigen* (vgl. Dornburger Gespräch) – und *als wirklich in die Mitte einer wirklichen Welt gesetzt und mit solchen Organen begabt, daß er das Wirkliche und nebenbei das Mögliche erkennen und hervorbringen kann.*⁴⁷ In dieser Hinsicht unterscheidet sich Goethes Erfahrungswissen vom Menschen prinzipiell auch von den Erkenntnissen einer neuzeitlichen wissenschaftlichen Psychologie, sofern diese lediglich eine pragmatisch orientierte „Verhaltenskunde“ vom Menschen sein will und nicht nach dem Sinn menschlichen Seins fragt.
4. Goethes *schematischer Text* macht deutlich, welche spirituellen Gegengewichte der einzelne Mensch heute am Ende des 20. Jahrhunderts durch Denken und Tun

⁴⁴ Ebenda, S. 580 f.

⁴⁵ Werner Heisenberg, Das Naturbild Goethes und die technisch-naturwissenschaftliche Welt. In: Goethe-Jahrbuch 84, 1967, S. 27–42.

⁴⁶ GA 22, S. 33.

⁴⁷ HA 12, Nr. 58, S. 373.

entwickeln kann und muß, wenn er „Mensch in der Gott-Natur“ bleiben will. Goethes Gedicht „Epirrhema“ bezeugt eindeutig, was wir modernen Menschen zu lernen haben:

Müset im Naturbetrachten
Immer eins wie alles achten;
Nichts ist drinnen, nichts ist draußen:
Denn was innen, das ist außen.
So ergreifet ohne Säumnis
Heilig öffentlich Geheimnis.⁴⁸

Goethes Erkenntniswissenschaft wurzelte noch in Religion und Kunst.

Am Schluß dieser Betrachtung möge der Hinweis Werner Heisenbergs stehen, den er 1967 in Weimar der Hauptversammlung der Goethe-Gesellschaft in seiner Festansprache gab: „Wir werden von Goethe auch heute noch lernen können, daß wir nicht zugunsten des einen Organs, der rationalen Analyse, alle anderen verkümmern lassen dürfen; daß es vielmehr darauf ankommt, mit allen Organen, die uns gegeben sind, die Wirklichkeit zu ergreifen und sich darauf zu verlassen, daß diese Wirklichkeit dann auch das Wesentliche, das ‚Eine, Gute, Wahre‘ spiegelt.“⁴⁹

⁴⁸ HA 1, S. 358.

⁴⁹ Vgl. Fußnote 45.